

Bezugs-Preis
Für den Abnehmer 2,50 M
Für den Einzelnen 1,50 M

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die Anzeigen 10 Pf
Für die Anzeigen 10 Pf

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Dienstag 3. März 1896.

Berliner Bureau:
Berlin SW, Fernstraßen 3

Deutsches Reich.

Auf dem Wüchse von der genohnten mit der Kaiserin gemeinlich unternehmen Thiergartenpromenade sprach der Kaiser gestern im Auswärtigen Amte vor und nahm später im Schlosse den Vortrag des Chefs des Zivilkabinetts, sowie die Vorträge der Marinereferats entgegen.

Wie aus Wiesbaden gemeldet wird, sandte der Kaiser an die Wittve des verstorbenen Generals von Stofch eine Weisungsdrathung, worin er in wärmster Antheilnahme deren tiefer Trauer um den Heimgang des Gatten gedenkt, des Freundes seines ertelichen Hauses, des vielfach bewährten in Krieg und Frieden erprobten, hochbedienten Soldaten, der, an die Spitze meiner Marine gestellt, unerschütterlich bleibende Verdienste um diese sich erworben. Wie Arme und Marine, die um ihn trauern, so werde auch ich, so schließt der Kaiser, den Verstorbenen stets in ehrendem Gedächtniß behalten.

Wie anderen Zweigen des Verkehrswezens, so widmete der Kaiser auch der Entwicklung des Kleinbahnwesens seine besondere Aufmerksamkeit. Der Kaiser verfolgt die Fortschritte auf diesem Gebiet bis ins Einzelne hinein und interessiert sich bei denjenigen Kleinbahnen, die das Entzerrungsrecht nachgesucht wird, sehr für die für das Unternehmen charakteristischen Details des Baues und Betriebes. Auf seine Anweisung ist für ihn eine Karte hergestellt worden, in welcher im Anschluß an die Darstellung des allgemeinen Eisenbahnnetzes, die vor dem Infratritte des Kleinbahnwesens bestanden, die seitdem in Betrieb gesetzten oder genehmigten Kleinbahnen, sowie diejenigen Linien eingeschrieben sind, deren Zulassung als Kleinbahnen zwar ausgetreten ist, welche aber die staatliche Genehmigung noch nicht erhalten haben.

Von der 'Agenzia italiana' wird eine Zusammenkunft der Monarchen des Dreieckes als bevorstehend gemeldet. In maßgebenden Kreisen ist der 'P'it' zufolge von einem solchen Plane nichts bekannt.

In einem ernstlich aus Friedrichrich inspirierten Artikel bemerken die 'Hamb. Nachr.' zu den jüngsten Kautschuk-Debatten im preussischen Abgeordnetenhause:

Am preussischen Abgeordnetenhause ist während der letzten Sitzungen vom Ministerliche aus gegen die politischen Anmachungen eine Sprache geführt worden, wie wir sie lange nicht gehört haben. Nach den Berichten, die über das Verhalten der Regierungs- und Militärbehörden in den betreffenden preussischen Gebietsstellen den Hohen gegenüber vorliegen, ist es doppelt erfreulich, daß die Auffassung dieser Behörden in dem Centrum der Regierung nicht geteilt wird.

Die Vorlegung des Kreditgesetzes dürfte sich voraussichtlich erst in etwa drei Wochen ermöglichen lassen, weil die Vorbereitungen für einige Bahnpunkte, deren Aufnahme in der Vorlage beabsichtigt wird, sich über Erwarten verzögern. Es handelt sich dabei zum Theil auch um die Beschlußfassung kommunaler Körperschaften, auf deren Beschleunigung die Staatsregierung nicht so nachdrücklich hinwirken kann, wie auf die Arbeiten ihrer eigenen Organe.

In den 'Berl. Pol. Nachr.' wird die Nachricht, daß Dr. Peters lebhafte von seiner vorgelegten Behörde eine Verwarnung erhalten habe, auf Grund zuverläßiger Informationen als unwichtig bezeichnet. Die citirte Correspondenz wird bekanntlich häufig vom Finanzministerium zu halbamtlichen Darlegungen benutzt.

Ueber das Verhältnis Herrn Stüfers und der Stadtmittion zu der 'Volks' enthält die 'Wolf. Z.' eine sehr Darlegung, in der es heißt, daß direkt weder Herr Stüfer, noch die Berliner Stadtmittion mit dem Volk finanziell etwas zu schaffen haben: Die Stadtmittion participirt an der 'Vaudrucker' der Vaterländischen Verlagsgesellschaft, die das Volk druckt, mit der Hälfte des Reingewinns, nachdem sie gegen Einzahlung eines entsprechenden Kapitals Theilhaber der 'Vaudrucker' geworden ist. Die 'Vaudrucker' der Vaterländischen Verlagsgesellschaft ist von Verlage des Volkes getrennt, der Verleger des Volkes ist allerdings zugleich Mitinhaber der 'Vaudrucker'.

Vom bürgerlichen Gesetzbuch. Der bisherige Fortgang der Arbeiten in der Reichstagskommission für das bürgerliche Gesetzbuch läßt die Hoffnung als berechtigt erscheinen, daß es gelingen werde, bis zu den Osterferien die drei ersten Abschnitte des Werkes, den Allgemeinen Theil, das Recht der Schuldverhältnisse und das Sachenrecht, zur Erledigung zu bringen. Die meisten Änderungsanträge aus dem Centrum und der Sozialdemokratie heraus sind bis jetzt abgelehnt worden; sollte die Kommission an ihrem Beschluß bezüglich des Vermögensrechts festhalten, so würde sie bei der unerkennbaren Einstimmigkeit der Verbündeten Regierungen in letzter Beziehung von ihrem Standpunkte nicht abzugeben, lediglich bezwecken, daß der betreffende Theil aus dem bürgerlichen Gesetzbuch ganz ausseide. Für die radikale Fassung des Centrum in diesem Falle ist nach Ansicht parlamentarischer Kreise vor allem die Wahrnehmung bestimmend, daß die Verbündeten Regierungen in der Ehefrage wesentliche Koncessionen nach der Seite der katholischen und der evangelischen Gegner derselben zu machen nicht geneigt scheinen. Das Aeußerste, was sich vielleicht die Regierung bereit finden lassen dürfte, würde eine Einschränkung sein, durch welche zum Ausdruck käme, daß durch die gesetzliche Beschließung vor dem Eintritte der künftigen Verpflichtungen der Ehepflichten nicht berührt werden.

Das 'Kleine Journal' hat natürlich auch den Fall Friedrichmann ausgenutzt und hat damit und gibt als 'Neuheit' ein Interview seines Agents nach Vorhanden erfindeten Korrespondenzen mit der Reglerin des Fritz Friedrichmann, wieder. Frohlockend theilt dieser Spezialcorrespondent, ein wackler

Gemüths Mensch, seinem Blatt telegraphisch wörtlich folgendes mit:

Es gelang mir, zu der angeblich unabhären Freundin Friedrichmann's, Anna Merlen, durch folgenden journalistischen Coup Zutritt zu erlangen.

Ich fandte ihr sofort nach meiner Ankunft Morgens ein Briefchen, worin ich ihr für die, ich möchte kein Interview mit ihr, sondern ich habe ihr im Geheiß selbst Mittheilungen zu machen. Dieser Brief gelang.

Anna Merlen antwortete mir wörtlich: 'Werther Herr! Ich erwarte Sie heute Nachmittags 3 Uhr an der Ecke Ihres Hotels, Rio Condé, Anna Merlen.'

Daß das M. Journ. die Manieren seines früheren Redakteurs Salzig, der sich unter falscher Flagge seiner Zeit bei Hofe einführte und ihn ausbeutete, nicht abgelegt hat, war vorzuzusetzen. Die Erlaubnis gehört auf ein solches, das ganze Zeitungswezen die Frechheit dieses Vorgehens nichts weiter als ein kräftiges 'Pfui, Duasel!'

Frankreich.

Ein Attentatsversuch auf Faure.

Am Bahnhof von Valence (einer kleinen Station nahe Lyon) wurden beim Bestehen des dortigen Tageszuges ein spanier und ein Italiener Namens Camuffo verhaftet. Camuffo hatte ein Messer, sowie einen langen Dolch und eine größere Geldsumme bei sich, welche seinem Gefährlich zufolge aus einer Sammlung von Gefinnungsgenossen stammte. Die vier Verhafteten bekamen ferner auch, daß sie nach Lyon gehen wollten, um der Ankunft der dortigen 'Faire' zu bewohnen. Bei Camuffo wurde die Photographie Faure's gefunden. Man glaubt, die Verhaftung geschah infolge einer Denunciation. Journal des Debats verliert aus authentischer Quelle, daß anlässlich der Reise Faure's nach Lyon zahlreiche Ortsveränderungen von Anarchisten folgenschwer wurden.

Das Wolffsche Telegramm-Bureau, das die Affäre in ähnlicher, wenn auch kürzerer Fassung wiederholt, fügt hinzu: 'Die Angelegenheit scheint bedeutungslos zu sein.'

England.

Die Riffshuld G. Hobbes an dem Jameson'schen Raubzuge.

steht nunmehr, wenn überhaupt noch an ihre Bewerfung werden könnte, unumstößlich fest. Aus Kapstadt wird telegraphirt:

In einem hier veröffentlichten Briefe des Chefs der Afrikaender-Partei, des Herrn an einen Privatvertrauten, welche Hobbes zu brechen. Dieser Vorfall ist eine Folge der Saltung, welche Hobbes bei dem Eindringen Jameson's in Transvaal brodadet habe. Hobbes habe genau gewußt, daß die Streitkräfte Jameson's sich an der Grenze von Transvaal konzentrierten, um im geeigneten Augenblicke in Transvaal einzudringen, trotzdem habe er dies nicht zu verhindern gesucht, obwohl er verscheidene Bewandlungen erhalten habe über das, was sich vorbereitete. Selbst nach dem Aufbruche Jameson's habe Hobbes diese Zustände seinen Kollegen noch 36 Stunden verheimlicht. Ueberdies habe Hobbes sich niemals tadelnd über den Einfall Jameson's in Transvaal ausgesprochen.

Holland.

Die Frage der Soldatenmishandlungen.

Auffischen erregt in Holland ein Tagesbefehl, den der Kommandirende des Moosauer Militärbezirks, General Kottanda fällig an die Offiziere der ihm unterliegenden Truppen gerichtet hat. In diesem Tagesbefehl verurtheilt nämlich General Kottanda in strengen Worten jedwede Soldatenmishandlung und fordert die Offiziere auf, die Mannschaften human und wohlwollend zu behandeln. Kottanda ist der erste russische General, welcher die Soldatenmishandlungen in der russischen Armee öffentlich rügt. Die reaktionären Blätter, wie der 'Groschenblatt' und die 'Niederländische Wochenzeitung', weisen denn auch den General heftig an und behaupten, derlei Befehle seien geeignet, die Disziplin in der Armee zu lockern.

Griechenland.

Die Hammerstein-Debatte

endete gestern nach sechsstündiger Dauer mit einem glänzenden Siege der Regierung. Der radikale Chef Delannais allein führte die Vertheidigung der Regierung und hatte einen schweren Stand gegen die besten Oppositionsredner. Schließlich wurde die das Verhallen der Regierung billigende Tagesordnung mit 115 gegen 18 Stimmen angenommen.

Türkei.

Von der großen Ausfahrt des Sultans.

Nach der Cerimonie der Vererbung des heiligen Mantels des Propheten begab sich der Sultan in großer Eile, entgegen den sonstigen Gebräuchen, nach dem Hüdi-Hof. Für die Ausfahrt des Sultans waren solchsolche Vorkehrungen getroffen worden. Ueber 20000 Mann Militär hielten die Straßen besetzt. Der Sultan fuhr mit drei Camion Wagen in einem gepanzerten Wagen, welcher ungenirrt schnell fuhr. Ueber 1000 Türken und Armeener waren am Freitag Abend verhaftet, in der Sonntag-Nacht aber wieder freigelassen worden.

Ostasien.

Die koreanischen Wirren.

Die Times meldet aus Kobe: Der König von Korea befindet sich noch in der russischen Gefangenschaft. Die aufständische Bewegung im Innern Koreas dauert fort. Es geht das Gerücht, Japan mache Holland Vorschläge zu Errichtung einer gemeinsamen Kontrolle über Korea. Man glaubt ferner, General Yamagata werde während seines Aufenthaltes in Moskau über Abweisung eines Bündnißvertrages unterhandeln.

Preussischer Landtag.

Sterrenhaus.

Nach Erledigung kleinerer Angelegenheiten hat sich das Herrenhaus gestern Mittag auf unbestimmte Zeit vertagt. Der Vizepräsident Frickler von Wankenstein sprach dabei die Hoffnung aus, er werde die nächste Sitzung am 22. d. M. abberaumen können; dazu sei aber nöthig, daß das Abge-

ordnetenhause bis spätestens zum 15. d. M. die Verathung des Etats beendet hätte, damit die Herrenhauskommission ihre Arbeit beginnen kann. Würde das Herrenhaus jedoch am 22. zur Sitzung des Staats kommen, so sei die Erledigung bis zum 1. April nicht mehr möglich. Die Verathung des Etats ist bisher im Abgeordnetenhause sehr langsam von hantien gegangen und es wird nöthig sein, die Geschäftsdiskussionen zu ändern, wenn es nicht nöthig werden soll, ein Staats-Nothgesetz zu erlassen.

Abgeordnetenhause.

Der Antikathedrale vierter Tag glücklichen Vorgehens Das Centrum flammte sich an das Agitationsmittel angeblicher Unparteilichkeit einer Hartnäckigkeit, die nachgerade auf Verzeiwelung schließen läßt. Ebenso beharren die Hohen bei dem Verzicht, Unwahrscheinlichkeiten durch fortgesetzte Wiederholungen die Glaubwürdigkeit zu verlieren. Den Wortführer der Rechten, dem Abgeordneten von Jachobowski, widerfuhr die Unannehmlichkeit vom Kultusminister überhört zu werden, daß er selbst in seiner Eigenschaft als Geistlicher deutschgeborenen Kindern den Religionsunterricht in ihrer Muttersprache verweigert. Im Uebrigen sprach sich Dr. Vosser wie in den vorausgesetzten Sitzungen aus. Der ungläublichen Deutschen werde, wie sie namentlich in Oberbayern getrieben werde, mühe und werde entgegengetreten werden. Das Centrum ließ aus seinem Lärm heute zwei bestimmte Forderungen herausklingen: Aenderung des Gesetzes über die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens und des Ordensgesetzes. Die Erklärung über die Zulassung von Ordensniederlassungen lehnte der Minister ab, er stellte zur Illustration der ultramontanen Beschwerden, daß das Preussische heute 300 Klöster mehr zähle, als vor Ausbruch des Kulturkampfes. Es sprachen heute nicht weniger als fünf Centrumsmittglieder und ein polnischer Ultramontaner, man kann sich also vorstellen, wie die Ketten der katholischen Kirche kitzeln und wie lebhaft die fürchterlichen Folgen ihrer Unterdrückung für Staat und Gesellschaft ausgelebt wurden. Heute Fortsetzung der Verathung.

Deutscher Reichstag.

Nur mehr befehl zeigte sich gestern das Haus bei der ersten Verathung der Budgetverordnungen, die vom Grafen Posadowsky-Buchner eingeleitet wurde. Agitationen des Reichstages über die Schicksale der Reichstagesmitglieder durch die Bemerkung, daß die Vorlage lediglich für reiche Leute geschaffen sei und daß auch die Minister von ihr profitirten. Gegenwärtig wurde die breite Zustimmung von dem Landwirtschaftsminister zurückgewiesen. Nachdem Abg. Graf Bischoff ohne, wie er ausdrücklich hervorhob, Interesse an sein, für die Vorlage gesprochen, gab Abg. Spahn (Str.) Namens jener Partei Erklärungen von der Art ab, wie sie das Centrum bei den Fällen in erster Verlegung ausgehen zu lassen pflegt. Sie gelaßen schließlich eben so gut ein Nein wie ein Ja. Immerhin schien Der Spahn mehr eine positive Entscheidung antizipieren zu wollen. - Heute Fortsetzung.

40. Sitzung vom 2. März.

Auf der Tagesordnung steht die Verathung des Budgetverordnungen. Eingeleitet wird sie durch Staatssekreter Graf Posadowsky: Die Vorlage ist bereits vor Monaten illegitim veröffentlicht worden. Seitdem schwante die Gefahr, daß der Reichstag die Vorlage nicht genehmigen würde, daß man eine Provisionskassette angeheben könnte, welche die bei diesen Gelegenheiten interessiert seien. Es heißt die Politik war, um so mehr werde ich anatomisch die Ruhe bewahren. Würde unsere Judenthätigkeit durch Fortfall der Prämien zu Grunde gehen, so würde das gewiß auch der linken Seite Schaves nicht recht sein und am meisten würde sich darüber das konstante Ausland freuen. Auch einige Unterredungen sind Gegner der Vorlage, aber sie finden wohl mit dem Feind. Unsere Landwirthe sind im Allgemeinen eine schmerzliche Masse; wenn sie jetzt so lebhaft nach Geld rufen, so muß die Frage doch wohl eine brennende sein. Man hat der Vorlage sogar einen heillosen Widerspruch nachgelegt, nämlich die Abschaffung werden aber dabei nicht verfocht, was nur das glaubt, muß mindestens nicht widersprechend der Ansicht sein, daß mindestens die gegenwärtigen Prämien bestehen bleiben. Die jetzige Preissteigerung für Juder ist im Wesentlichen nur eine spekulative. Die Angaben über die starke Judenthätigkeit in Cuba sind durchaus übertrieben. Nach Judenthätigkeit verbraucht die uns vorliegen, sind nur wenige reife Judenthätigkeit, denn die meisten Juderfabriken sind auch von fertigen Judenthätigkeit nur eine verhältnißmäßig geringe Menge. Andererseits ist überall in der Welt die Judenthätigkeit eine steigende. Jria find auch die Folgezungen auf eine Abnahme des Verbrauchs falls die Judenthätigkeit durch die Steuer zu sehr erhöht werden. Die bisherige Verbrauchsummenge hängt nicht zusammen mit der niedrigen Judenthätigkeit, sondern mit der all-gemein geltegenen Wohlthatigkeit. Die Prämien sind nur Kampfmittel, als solche aber ein ganz unwirksamstes Mittel, wenn sie nicht hoch genug und deshalb unwirksam sind. Wir müssen deshalb unsere Prämien bemessen mit Rücksicht auf die konstanten Länder. Besüglich Österreichs führt Redner dann aus, daß dieses Konsumland in Bezug auf den Absatz nach dem Orient vorzüglich durch wesentlich billigeren Transportkosten habe. Besüglich Frankreich ist es ein anachronistisches Vorurtheil, daß die dortige Judenthätigkeit wesentlich ungenügender arbeite, als die unlerige. Und wenn auch Frankreich nur einen Deutschheit unfers Gelpats auszubilden, so genügt, das ungenügende, das ungenügende, unsern Juder auf den Weltmarkt zu schicken. Frankreich habe überdies das Materialreichtum und bei einem solchen sei nie genau nachzurechnen, wie hoch sich eigentlich die Ausfuhr-Prämie stelle. Nach seiner Berechnung stelle sich die Prämie dort auf 8 M., auf 7 M., mehr als in Deutschland. Hohen rot eine internationale Abschaffung der Prämien. so müssen wir in













[Nachdruck verboten.]

## Um eine Fürſtenkrone.

13) Roman von Reinhold Ortmann.

„Ich fühle mich jetzt in der Einſamkeit am wohlſten,“ pflegte ſie dann zu ſagen und Adelhard mußte ihr wohl Glauben ſchenken, wenn er ſah, in welche Unruhe und Aufregung ſie ſelbſt ein flüchtiger Beſuch verſetzen konnte.

Ihm ſelber aber wurde es unter ſolchen Umſtänden immer weniger behaglich in ſeinem Heim und er nahm ſehr eifrig jede Gelegenheit wahr, ihm auf einige Stunden zu entrinnen. Auch heute war er der Einladung zu einem Mahle gefolgt, welches Herr von Wertenthin, der Beſitzer eines unmittelbar an die Gemarkungen von Gerdauen angrenzenden Ritterguts, veranſtaltet hatte. Wertenthin war Junggeſelle und man wußte, daß es in ſeinen Herrenabenden beſonders luſtig zuzugehen pflegte. Es war alſo dem Grafen nicht allzu ſehr zu verübeln geweſen, daß er am frühen Nachmittage fortgefahren war, obgleich Raſaella beim Frühſtück ſehr blaß ausgeſehen und über ein leichtes Unwohlſein geklagt hatte. Er meinte, daß derartige kleine Schwankungen des Befindens bei ihrem Zuſtand unvernünftig ſeien, und keinen beſonderen Anlaß zur Sorge gäben, und an dem reichbeſetzten Tiſche thaten dann die muntere Unterhaltung und die guten Weine das Uebrige, die Mahnungen ſeines Gewiſſens vollends zum Schweigen zu bringen.

Zu derſelben Stunde, da Raſaella ſchwermüthig am Fenſter ſaß und in die troſtlos öde Herbiſtlandschaft hinausſtarrte, wurde im Speiſeſaal des Herrn v. Wertenthin die Tafel aufgehoben und die älteren Herren begaben ſich in die Spielzimmer, während die jüngeren es zumeiſt vorzogen, bei ausgezeichneten Cigarren und einer aus Sekt und Porter gebrauten Bowle ihre ſehr aufgeräumten Geſpräche fortzuſetzen.

Graf Adelhard, der ein ſchlechter Trinker war, hatte ſich zu der erſten Gruppe geſchlagen. Aber es war nicht das Bedürfniß nach den Aufregungen des Spiels geweſen, was ihn dazu beſtimmte hatte. Er begnügte ſich, bald an dieſem, bald an jenem Tiſche den Zuſchauer zu machen und da ihn dieſe Beſchäftigung allgemach zu langweilen anfing, Raſaella's blaſſes Geſicht auch wieder deutlicher in ſeiner Erinnerung auftauchte, faßte er den Entſchluß, früher als die Uebrigen nach Hauſe zurückzukehren.

Er ſuchte den Hausherrn, um ſich von ihm zu verabſchieden, und da er wußte, daß Wertenthin ſtets inmitten der dauerhaftesten Zecher zu finden ſei, lenkte er ſeine Schritte nach dem traulichen Kneipzimmer, aus welchem ihm durch die nur angelehnte Thür Gläſerſittren und fröhliches Stimmengewirr entgegenſchallte.

Als er eben die Hand nach der Thürklinke ausſtreckte, hörte er ſeinen eigenen Namen und unmittelbar darnach denjenigen ſeiner Frau. Er war wohlgezogen genug, um als erſte Eingebung zu empfinden, daß er nun entweder raſch eintreten oder ſich wieder zurückziehen müſſe. Aber er konnte nicht mehr verhindern, daß ein ganzer Satz von der Unterhaltung, die da drinnen geführt wurde, an ſein Ohr ſchlug, und was er vernahm, nöthigte ihn allerdings, noch für kurze Zeit den Kaiſer zu machen.

Eine jugendliche Stimme, die er nicht ſogleich erkannte, aus der aber offenbar bereits die Geiſter der gefährlichen Sektbowle ſprachen, ſagte unter plöglig eingetretenem Schweigen der Uebrigen:

„Aber wenn wir ihr auch nicht vornehm und geiſtreich genug ſind, eine kapitale Perſon iſt ſie doch, dieſe ſchöne Gräfin Raſaella! — Die Geſchichte mit dem Knalleffekt an ihrem Hochzeitstage ſeiht Ihr ja Alle — und ſo was kann am Ende auch in den beſten Familien paſſiren. Aber, daß die ehemalige Primadonna ſogar einen kleinen — na, ich will nicht gerade

ſagen einen Meineid — aber doch ſo etwas Ueſtliches geſchworen hat, um dem abgedankten Liebſten mit der Piſtole großmüthig aus der Klemme zu helfen — das iſt doch jedenfalls eine pikante Neuigkeit — wie? Graf Wenzel Hohenſtein — Sie wiſſen doch, der patente Kerl, der bei den Gardehufaren ſieht, hat mir's bei meiner letzten Anweſenheit in Potsdam unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraut, und der muß es doch am Ende wiſſen, denn — äh —“

Der letzte, nicht gerade ſehr geiſtreich klingende Ausruf war ein unwillkürlicher Laut des Schreckens und des Erſtaunens, der aus dem Munde des Sprechenden, eines blutjungen, ſemmelblonden Lieutenants, bei dem unerwarteten Anblick des Grafen Adelhard Hohenſtein entfuhr. Und durch die ganze Tafelrunde ging es wie ein Ruck des Entſetzens, als man den Gatten der eben ſo tödtlich beſchimpften Frau tobtlenblaß, mit zugekniffenen Lippen und geballten Fäuſten in der offenen Thür ſehen ſah.

„Baron Raſtſtedt,“ klang ſeine vor Aufregung heifere Stimme durch die Grabesſtille, „Sie ſind ein Elender! Das — das iſt meine Antwort!“

Der Lieutenant war aufgesprungen; aber die Beſtürzung in welcher er ſich befand, hatte ihn doch den thätlichen Angriff nicht vorausſehen laſſen. Von einem wuchtigen Faustſchlage des Grafen ins Geſicht getroffen, taumelte er zurück. Unwillkürlich fuhr ſeine rechte Hand nach der Seite, an welcher er ſoſt den Säbel trug; aber er hatte die Waffe natürlich draußen abgelegt, und im nächſten Augenblick hatten ſich ſchon fünf oder ſechs Andere zwiſchen die Gegner geworfen.

Herr v. Wertenthin und ein anderer Gutsbeſitzer, der biſher ſtets lebhaftere Freundschaftsbeziehungen zu dem Herrenhauſe von Gerdauen unterhalten hatte, drängten den Grafen bei Seite und ſprachen lebhaft auf ihn ein. Der Skandal war ja nun freilich nicht mehr zu vermeiden; aber es mußte alles abgeboten werden, ihn wenigſtens auf die unter Kavaliere ſüblichen Formen zu beſchränken. Und alle Betheiligten waren mit dieſen Normen ſo wohl vertraut, daß es keiner allzu angeſtrengten Bemühungen bedurfte, die Angelegenheit in das rechte Geleiſe zu bringen. Herr v. Raſtſtedt, der in Königsberg garnisonirte und noch einen Urlaubstag vor ſich hatte, ſtellte ſich ohne Beſinnen für den nächſten Morgen zur Verfügung, und einige der Anweſenden waren ſo erbötig, die in ſolchen Fällen üblichen und nothwendigen Freundschaftsdienſte zu leiſten, da bei der Schwere der gegenſeitigen Beleidigungen an eine Ausſöhnung ſa doch von vornherein nicht mehr zu denken war.

Raum eine halbe Stunde ſpäter, als jener Vorgang im Trinkzimmer ſich abgeſpielt hatte, fuhr Graf Adelhard Hohenſtein nach Gerdauen zurück. Nach ſeiner Gewohnheit kutfchirte er den leichten Wagen ſelbſt, und der Diener, der ihn begleitete, erlebte eine Stunde qualvollſter Todesangſt, weil er bei der wilden Gangart, zu welcher ſein Gebieter die muthigen Pferde antrieb, beſtändig fürchtete, das Gefährt im nächſten Augenblicke zu tauſend Trümmern zerſchellt zu ſehen. Aber ſie kamen unverfehrt auf dem Hofe des Herrenhauſes an und während der Kutfcher im Stalle die dampfenden Gäule abtrieb, deren Flanken noch wie im Fieber ſlogen, dankte er dem Himmel aus der Tiefe des Herzens für ſeine glückliche Errettung.

Graf Adelhard ſtieg zu den Wohnräumen im erſten Stockwerk empor und klopfte an die Thür von Raſaella's Zimmer. Er erhielt keine Antwort, und als er dann auf die Klinke drückte, ſah er zu ſeiner Ueberräſchung, daß das Gemach völlig dunkel war.

„Raſaella!“ ſagte er halblaut. „Biſt Du hier?“  
 „Ach Du biſt es, Adelhard!“ tönte eine müde Stimme von Fenſter her. „Rehrt Du ſo früh zurück? Oder iſt es ſchon ſpät? Ich glaube jaſt, ich habe ein wenig geſchlafen.“  
 Er wußte, daß ſie nicht die Wahrheit ſagte; denn ihre

Jäger nach-  
ermög-  
n der  
erniſſe  
Da  
winder  
arantie  
erniſſe  
Auch  
r der  
demals  
benutzt  
zum

ueſten  
nd be-  
liſchen  
Marke  
Papier  
Grem-  
Beſitzer  
Eng-  
Aus-  
n 300  
im  
Mau-  
roth  
ſch acht  
wurde  
weiſchaft  
terking  
n Mr.  
Betrag  
der Be-  
der an  
Herrn

inter-  
guten  
dem  
uſtſpiel  
durch  
volks-  
Hans-  
er bei  
t der  
enedig  
der  
s der  
aus  
wohl  
niſchen

chüren  
i.

men-  
er in  
neuer-  
Br is  
Jahre  
t, der  
traut  
ge zu  
leber-  
denn  
n dem  
Ge-  
ſicht-  
Spe-  
genakt  
nung  
brung  
e Ge-  
vor-  
große  
g es-  
brung  
er be-  
Zumi  
1891  
An-

Worte klangen nicht wie die einer Schlaftrunkenen, sondern viel eher wie diejenigen eines Menschen, der aus trüben, gramvollen Träumereien geweckt worden ist. Er drückte die Thür hinter sich ins Schloß; dann ging er auf sie zu und legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Du solltest nicht so in der Dunkelheit sitzen, Razaella! Es sind keine fröhlichen Gedanken, die in solchen Stunden kommen. Wirst Du mir etwa böse, daß ich Dich heute allein gelassen habe?“

„O nein!“ erwiderte sie, und es klang vollkommen aufrichtig. „Da ich die Gäste aus Deinem Hause verschickt habe, darf ich Dir gewiß nicht zürnen, wenn Du nun außerhalb desselben Unterhaltung suchst. Aber Du hast recht; es sind keine fröhlichen Gedanken, die Einem in der Dunkelheit kommen. Ich werde klingen, daß man uns Licht bringe.“

Sie wollte aufstehen; doch Adelhard hinderte sie daran und zog sich einen Stuhl neben den ihrigen.

„Laß uns noch eine Viertelstunde so verplaudern; hat er. Die unfreundlichen Bilder werden ja hoffentlich weichen, wenn ich bei Dir bin! Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber mir ist als ob wir eine ganze Ewigkeit von einander getrennt gewesen wären.“

Da sie sein Gesicht nicht sehen konnte, fiel ihr nichts Besonderes in seinem Benehmen auf. Sie wußte, daß er zuweilen wehmüthige Anwandlungen hatte, und der Ton, den er da angeschlagen, paßte überdies so gut zu ihrer eigenen Stimmung.

„Eine Ewigkeit?“ erwiderte sie träumerisch. „Welchen Mißbrauch treiben wir doch mit dem Wort! Auch mir ist es, als ob eine Ewigkeit läge zwischen heute und dem Tage, an dem ich zum letzten Male auf der Bühne gestanden habe. Und doch ist es noch nicht ein ganzes Jahr!“

„So bereuist Du, Deine Kunst aufgegeben zu haben und mir gefolgt zu sein?“

„Ob ich es bereue — nein! Ich glaube wenigstens nicht, das dies die rechte Bezeichnung wäre für das, was ich empfinde. Ich denke nur manchmal an alle die Illusionen, die ich damals hatte, und dann komme ich mir selber recht thöricht vor mit meinen Lustschlößern und hochfliegenden Träumen.“

„Deine Worte enthalten einen schweren Vorwurf für mich, Razaella! Nur wer sich unglücklich fühlt, trauert zerstörten Illusionen nach. Und Gott weiß, daß ich den rechtschaffensten Willen hatte, Dich glücklich zu machen.“

„Ich zweifle nicht daran! Aber am Ende hat das wohl Niemand in der Hand. Und ich hätte vielleicht auch früher daran denken sollen, daß doch Manches zwischen uns stand, was sich selbst mit dem besten Willen nicht niederreißen läßt, daß wir beide im Grunde zwei ganz verschiedenen Welten angehören, zwei Welten, die zu weit von einander entfernt sind, als daß man von einer zur anderen eine Brücke schlagen könnte.“

„Razaella!“ rief er tief verlezt. „O, Du weißt nicht, was für fürchterliche Dinge es sind, die Du da sprichst!“

„Nicht doch! Warum sollten wir nicht einmal ganz offen wie gute Kameraden und vernünftige Leute darüber reden! Ich will Dir gewiß nicht wehe thun, Adelhard — und ich wünsche auch gar nicht, daß irgend etwas geändert werden möge zwischen uns. Ich sage das nur, damit Du Dich gewöhnst, ein wenig Nachsicht mit mir zu haben, wenn ich Dir in einer schwachen Stunde nicht verbergen kann, wie fremd und einsam ich mich fühle in Deiner Welt.“

„Aber ich verstehe Dich nicht, ich weiß nicht, was für eine Welt es ist, an die Du dabei denkst. Wenn es wirklich unser hiesiger Umgangskreis ist, der Dir so sehr mißfällt —“

„Nein, nein, nicht das meine ich, nicht diese geringfügigen Neuzerlichkeiten, die einen wohl verbrießlich, aber nicht unglücklich machen können. Die Welt, an die ich dachte, ist die Welt unserer Anschauungen und Ideen. Hast Du selber nie gefühlt, wie endlos weit wir darin nur zu oft von einander entfernt sind?“

„Gewiß nicht, Geliebte! Unsere Meinungen mochten einmal auseinandergehen in Bezug auf diesen oder jenen nebensächlichen Anstand; in allen ernstesten und bedeutungsvollen Fragen aber, dessen bin ich ganz sicher, würden wir immer nur desselben Sinnes sein.“

„So hast Du schon vergessen, wie wenig wir in einer sehr ernstesten Frage einig waren?“ fragte Razaella ihren Gemahl. „In der ernstesten Sache, in welcher ich Deine starren Eindrücke nicht zu den meinigen machen konnte, hast Du mir rundweg

jedes, auch das kleinste Zugeständniß verweigert. Muß ich Dich erst daran erinnern, bei welchem Anlaß es geschah?“

„Es ist mein Zerrwürfniß mit dem Fürsten Chlodwig, auf welches Deine Andeutung sich bezieht. Warum nur muß gerade dies die Probe sein, auf welche Du meine Nachgiebigkeit stellen willst? Warum forderst Du gerade das Unmögliche von mir zum Beweise für die Opferwilligkeit meiner Liebe?“

„Warum? Weil dies Zerrwürfniß das Unglück meines Lebens ausmacht! Weil ich unaussprechlich leide unter dem Bewußtsein, daß Jemand, der mir am nächsten steht, durch mein bloßes Dasein um die köstlichsten aller irdischen Güter gebracht werden soll.“

„Welch ein thörichter Selbstvorwurf! Habe ich Dir denn nicht tausendmal versichert, daß ich auch nicht die geringste Sehnsucht empfinde nach diesen irdischen Gütern, die keinen Werth für mich haben, weil ich ihrer nicht bedarf?“

„Das mag für Dich selbst gelten, obwohl auch Du leicht eines Tages andern Sinnes werden könntest. Aber ich dachte soeben nicht einmal in erster Linie an Dich.“

„Nicht an mich? Ja, mein Gott, Razaella, an wen denn sonst?“

„Ich dachte an das Kind, mit welchem der Himmel uns beschenken wird. Nie würde ich meinem Sohne frei und offen in die Augen blicken können, so lange das Bewußtsein auf mir lastete, ihn einem flüchtigen und vergänglichem Glück zu Liebe um Rang und Vermögen betrogen zu haben.“

„Erscheint Dir das Glück, das Du durch unsere Vereinigung gefunden, in der That schon jetzt als ein so flüchtiges und rasch vergänglichem?“ fragte er mit tief ernster Betonung. „Und wiegt Dir die Gewißheit nicht glücklich gemacht zu haben, nicht zehnfach dies thörichte Bedauern auf über den Verlust, den unser Kind möglicherweise bereinst erleidet?“

„Nein!“ sagte sie schroff und bestimmt. „Ich müßte nicht die Empfindungen einer Mutter haben, wenn ich so zu fühlen vermöchte.“

„Das heißt: Du liebst dieses Kind, das noch nicht einmal das Licht der Welt erblickt hat, jetzt bereits tiefer und inniger als mich?“

„Ich glaube wohl, daß es so ist, Adelhard! Und vielleicht ist dies nun einmal in der Natur des Weibes begründet.“

„Aber das ist entsetzlich für mich!“ rief er in schmerzlichster Bewegung. „Welch ein zermalmender Gedanke, daß ich Deine Liebe verloren haben soll durch das, was uns nur fester vereinigen müßte.“

„Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn Du mir nicht gerade dies Eine abgeschlagen hättest. Meine Liebe hat ihre Kraft verloren, seitdem ich nicht mehr an die Opferfähigkeit der Deinigen zu glauben vermag.“

„Und nur um diesen Preis — nur um den Preis einer Demüthigung vor dem Fürsten könnte ich sie wiedergewinnen?“

„Kann das eine Demüthigung für Dich bedeuten, was Dich in meinen Augen zum Helden machen würde?“

Er stand auf und ging um ein paar Schritte tiefer in das dunkle Zimmer hinein, wie wenn er fürchtete, daß sie selbst in der Finsterniß den verstörten Ausdruck seiner Züge wahrnehmen könnte.

„Stelle mir eine andere Bedingung als diese, Razaella! Oder besser — sage mir, daß es Dir nicht ernst war mit dem, was Du eben gesprochen. Sage mir, daß Du mich noch liebst!“

Vom Fenster her kam ihm keine Antwort, und nachdem er vielleicht eine Minute lang gewartet hatte, stürzte er wieder auf sie zu und erfaßte ihre beiden Hände.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

## Der Rabe von Merseburg.

Historische Erzählung von Dr. Heinrich Ruhe.

Unmüthig liegt an den lieblichen Ufern der sanft murmelnd dahineilenden Saale das uralte, berühmte Merseburg. Die Stadt ist schlecht und unregelmäßig gebaut, zählt nur 15 000 Einwohner birgt aber einen großen Reichthum an architektonischen und historischen Schätzen. In Merseburg schlug Heinrich der Vogelfänger seine Residenz auf, und nach dem Tode des großen Königs hielt hier sein noch größerer Sohn Kaiser Otto I., mit Vorliebe Hof. Majestätisch erhebt sich über dem weiten Häusermeere die ehrwürdige Domkirche mit ihren vier altersgrauen Thürmen. In





den gottgeweihten Hallen der Kathedrale befindet sich eine der größten Orgeln der Welt; am Eingange des Chores erblickt man ein fünf Fuß hohes Bronzedenkmal mit dem Reliefbildniß Rudolfs von Schwaben, das älteste plastische Erzmonument Sachsens. Dort zeigt man auch die zerfressenen Ueberreste der abgehauenen Hand des unglückseligen Gegners Kaisers Heinrichs IV., welchen Hofgunst zum Schwabenherzog und zum Gemahl einer Königs-tochter und Aufruhr zum Sachsenkönige machten. Wie könnte man diese Rechte wohl ohne innere Bewegung, ohne Schauern betrachten? Wahrhaftig, wenn irgendwo, da müssen vor Allem hier die furchtbaren Folgen des Meineides, uns mahnend und warnend vor die Seele treten.

An die statiliche Domkirche grenzt das mächtige Schloß, in welchem Gegenkönig Rudolf in den Armen seines bischöflichen Freundes Werner reuevoll seinen letzten Seufzer ausstieß. Von der üppig bepflanzten Terrasse auf der herrlichen Ostfassade genießt man eine prächtige Fernsicht. Wie weit das Auge reicht, welch blutgetränkter Boden! Keuschberg, Großgörschen, Breitenfeld, Roßbach, Lützen, Leipzig — welche Erinnerungen rufen diese Orte in uns wach! Im Innern des geräumigen Schloßhofes, wo einstens fröhliches, lautes Leben herrschte, ist es heute feierlich still. Nur die Schritte des blauen Husaren, der dort Wache steht, hallen in dem weiten Raume wieder, oder das Schäkern der Mädchen, welche mit ihren Einern zu dem alten, originellen dreiseitigen Ziehbrunnen kommen, um Wasser zu holen, unterbricht auf Augenblicke die tiefe Einsamkeit. Allein das Denkwürdigste im Schloßhofe zu Merseburg ist der historische Rabe.

Auf dem fürstbischöflichen Throne von Merseburg saß der hochgeborene Herr Thilo von Trotha, der einundvierzigste Oberhirt des berühmten Sprengels. Wie die Chronisten uns versichern, vereinigte der Fürstbischof in sich alle Tugenden eines deutschen Fürsten und eines katholischen Bischofs: lautere Pflicht-treue, herablassende milde, seltene Wohlthätigkeit, edele, mannhafte Erscheinung und hohen, unbeugsamen Sinn. Von den Armen bis in den Himmel gepriesen, von seinen Dienern abgöttisch verehrt und von seinen Unterthanen aufrichtig geliebt, schien Thilo von Trotha zu den bevorzugtesten Günstlingen des Glückes zu zählen.

Es war am heiligen Osterfeste des Jahres 1513; der Kirchenfürst hatte im Dome das feierliche Pontificalamt gehalten und Worte der Mahnung und des Trostes an die zahlreich versammelten Gläubigen gerichtet. Bismlich ermattet kehrte der Bischof in sein Schloß zurück, legte mit Hilfe seines alten Kammerdieners die hohenpriesterlichen Insignien und Gewänder ab, warf durch das geöffnete, hohe Bogenfenster einen freundlichen Blick in den sorgsam gepflegten Park, in welchem unter dem zärtlichen Kuße der glänzenden Frühlingssonne die niedligen Blümlein ihre zarten Kelche erschlossen, und begab sich sodann in den kleinen Speisesaal, um einen stärkenden Imbiß einzunehmen. Unterdessen verwahrte der Diener die bischöflichen Kleider in der Truhe, Kreuz, Kette und Ring jedoch ließ er ruhig auf dem Schreibtische liegen; denn diese Kleinodien pflegte sein erlauchter Herr eigenhändig in eine besondere Kassette zu verschließen.

Ungefähr nach einer halben Stunde betrat Herr von Trotha wiederum sein fürstlich ausgestattetes Gemach. Als sein Blick auf die werthvollen, glänzenden Insignien seiner kirchlichen Würde fiel, bemerkte er zu seinem höchsten Erstaunen und Erschrecken, daß der kostbare Ring fehlte. Dieser Ring hatte, abgesehen von dem großen Diamant, welcher denselben schmückte, für den Kirchenfürsten um so höheren Werth, da er ein Geschenk des Kaisers Maximilian I. war, und der Segen des Papstes Julius II. daran haftete. Ungestüm zog der Prälat an der Glockenschnur. Wenige Sekunden später stand der greise Kammerdiener vor seinem gestrengen Herrn und Gebieter.

„Joseph, wer war heute in meiner Abwesenheit in diesem Zimmer?“ fragte der Fürst voll tiefen Ernstes, indem er seinen Untergebenen mit durchbohrendem Blicke anschaute.

Außer mir Niemand, Fürstliche Gnaden,“ lautete die ruhige Antwort.

„Hast Du nach meiner Rückkehr aus dem hohen Dome meinen Bischofsring gesehen, Joseph,“ forschte Herr von Trotha ungeduldig weiter.

„Jawohl, Fürstliche Gnaden,“ antwortete ahnungslos der Kammerdiener, „der Ring lag neben dem Kreuze und der Kette auf dem Schreibtische.“

„Als ich meine Insignien verschließen wollte, fehlte der Ring. Joseph, weißt Du, wo der Ring geblieben ist?“

Die Stimme des hohen Kirchenfürsten klang großend und drohend zugleich. Joseph erbleichte und zitterte am ganzen Körper; ihm war es, als zöge ein furchtbares Unwetter verderbenbringend wider ihn herauf. Aber er zwang sich zur Ruhe und erwiderte mit vibrierender Stimme:

„Fürstliche Gnaden, ich weiß es nicht.“  
 „Du weißt es nicht, Joseph?“ rief der Prälat erregt. „Es war doch außer Dir, wie Du selbst gestehst, heute Niemand in meinem Zimmer!“

„Allerdings war Niemand hier, als ich,“ erwiderte der Kammerdiener mit thränenumflortem Blick, „allein, wo Fürstlicher Gnaden Bischofsring geblieben ist, vermag ich nicht zu sagen. So wahr ein Gott lebt, ich habe den Ring nicht genommen!“

„Du hast den Ring nicht genommen, Joseph?“ wiederholte der Fürstbischof in gebeihem Tone. „Dann erkläre mir doch einmal, wer meinen kostbaren Ring genommen haben könnte, wenn nicht Du?“

Mit einem wilden Aufschrei sank der alte Joseph auf die Kniee nieder, rang verzweiflungsvoll die Hände und rief mit herzerreißender Stimme:

„Gnädigster Fürst, Hochwürdigster Bischof, habet Erbarmen mit meinen greisen Haaren — ich bin kein Dieb, glaubet mir um der göttlichen Barmherzigkeit willen nur dieses eine Wort! Fürstliche Gnaden kennen ja den Joseph schon so viele, viele Jahre. Ich trug Euch, als Ihr noch zartes Kindlein waret, in Euerem väterlichen Schlosse auf meinen Armen, ich begleitete Euch später auf Eueren weiten Reisen durch Deutschland und Italien, ich diente Euch treu und redlich, solange Ihr den fürstbischöflichen Thron innehabt. Fürstliche Gnaden, ist das der Dank, der Lohn für meine Treue, daß Ihr den armen Mann, welcher in Euerem Dienste ergraut, am Rande des Grabes zum ehrlosen Diebe stempeln wolle? Der allwissende und allgereehte Gott soll mich strafen hier und im Jenseits, wenn ich die Unwahrheit spreche! Fürstliche Gnaden, Eueren Bischofsring habe ich mit keinem Finger berührt!“

Herr von Trotha betrachtete einige Augenblicke voll des tiefsten Mitleids die schmerzlich gebeugte Gestalt des greisen Kammerdieners, über dessen bleiches Antlitz ein stiller namenloser und dennoch so demüthiger Schmerz ausgegossen war und eine innere Stimme flüsterte ihm zu: „Nein, solche Menschen stehlen nicht, nimmermehr.“ Dann sagte er in einem sanften, fast herzlichen Tone:

„Joseph, es ist Niemand außer Dir in meinem Gemache gewesen, es kann deshalb auch kein Anderer den Ring genommen haben, als du. In Anbetracht deiner langjährigen treuen Dienste, will ich dir sechs Stunden Bedenkzeit geben. Wenn du heute abend deine Schuld nicht eingestehst und den gestohlenen Ring nicht zurückgiebst, so überliebere ich dich erbarmungslos meinem Gerichte, und was alsdann deiner harret, ist dir bekannt. Joseph, ich könnte den Ring verschmerzen, obwohl er mir ein theures Andenken ist, aber elende Diebe, Schurken mit gemeinen Gelüsten werde ich in meinem Hause nie und nimmer dulden, und für verstockte Sünder und hartgeottene Verbrecher habe ich kein Herz, kein Erbarmen.“

Eine energische Handbewegung bedeutete dem Kammerdiener, daß er entlassen sei. Laut stöhnend wankte Joseph mit unsicheren Schritten hinaus, schlich sich auf seine Kammer und weinte bitterlich, so bitterlich, wie noch niemals in seinem Leben, so daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Endlich faßte er sich und flehte in heissem Gebet zu demjenigen um Rettung, welcher uns die tröstliche Verheißung hinterlassen, wir sollten zuversichtlich an ihn uns wenden und er würde uns erretten aus aller Trübsal. Gott schien das Gebet des armen Kammerdieners erhört zu haben: es war dem unglücklichen Greise, als wollte das herbe, bittere Leid sich schlafen legen. Kuße und Friede kamen über ihn; denn er hatte ja ein ruhiges Gewissen — was brauchte er also zu fürchten?

Zur festgesetzten Stunde wurde Joseph zum Fürstbischof beschieden. Lange und forschend ruhte der Blick des Herrn von Trotha auf seinem greisen Kammerdiener; hierauf sagte er ruhig und mild:

„Joseph, ich weiß, du hast diesen Nachmittag viel und heiß gebetet. Mit denselben Lippen, mit welchem du noch soeben zu Deinem himmlischen Vater gesprochen, wirst du nicht wider ihn sündigen. Noch einmal frag ich dich: wo ist nun mein Ring?“

„Fürstliche Gnaden, ich weiß es nicht,“ antwortete der Greis mit leiser, aber fester Stimme.

Der Kirchenfürst schwieg eine Weile, dann sprach er ernst

und feierlich, indem er auf das hohe Kreuz hinwies, welches auf dem Schreibtisch stand:

„Unser Herr und Heiland hat noch am Kreuze einem Raubmörder nach einem Leben voll blutiger Frevel großmüthig verziehen, weil der sterbende Verbrecher wahre und aufrichtige Reue zeigte. Joseph, ich rede in dieser Stunde nicht als dein Landesfürst und als oberster Richter in Merseburg zu dir, nein, ich rede zu dir als dein Bischof, als Nachfolger der Apostel, und eingedenk der Mahnung unseres göttlichen Meisters, einander von Herzen zu verzeihen, damit auch wir Verzeihung bei ihm finden, biete ich dir völlige Straflosigkeit und unbedingte Verzeihung an, falls du reumüthig deine Schuld bekennst und den entwendeten Ring seinem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgibst. Joseph, was antwortest du mir?“

„Bei meiner Seele Seligkeit“, schrieb der Kammerdiener in fast wahnfinnigem Schmerze auf, „Fürstliche Gnaden, ich habe Euren Ring nicht.“

Eine unheimliche Stille herrschte im fürstlichen Gemache, wie vor dem Ausbruch eines verderbenspeienden Wetters. Mit großen Schritten ging Bischof Thilo auf und ab, blieb schließlich vor seinem Diener stehen, schaute denselben ernst und vorwurfsvoll an und sagte in ruhigem, fast schmerzlichem Tone:

„Joseph, ich war dir stets ein milder, gütiger Herr, und niemals hast du ein hartes Wort von mir hören müssen. vergiltst du heute Gutes mit Bösem? Joseph, ich frage dich zum letzten Mal: wo ist mein Ring?“

„Fürstliche Gnaden, ich weiß es nicht“, kam es kaum hörbar über die bläulichen Lippen des alten Joseph; Thränen erstickten seine Stimme.

„Joseph, ist das dein letztes Wort?“ fragte der Prälat, und ein düsterer Schatten flog über sein Antlitz.

Ein leises Reigen des Kopfes war die einzige Antwort. Der Kirchenfürst blickte einige Minuten schweigend auf die Erde, als ging er mit sich zu Rathe; er kämpfte offenbar einen schweren Kampf. Endlich erhob er stolz das Haupt — es war nicht mehr der milde Bischof, sondern der gebietende Landesherr, welcher mit fester, kalter Stimme die Worte sprach:

„Ich habe Alles versucht dich zu retten — du willst es nicht gut, so sei es denn!“

Auf seinen Wink öffnete der diensthüthende Lakai die Flügeltüren und der fürstbischöfliche Oberrichter Albalbert Felsenheim trat ein, gefolgt von zwei Gerichtsrathen mit mächtigen Helmbarden.

„Oberrichter Felsenheim“, redete der Fürst den Beamten an, „was habt Ihr mir zu melden?“

Dies verneinend, erwiderte der Richter: „Auf Befehl Eurer Fürstlichen Gnaden habe ich sämtliche Bedienten Eures Schlosses verhört und Haussuchung auf deren Kammern gehalten, allein Eueren Bischofsring fand ich nirgends.“

„Und wie denkt Ihr über den Diebstahl?“ fragte der Prälat. „Wer wird meinen Ring gestohlen haben?“

„Der Dieb kann nur Euer Kammerdiener Joseph sein, Fürstliche Gnaden“, entgegnete der Gefragte ehrfurchtsvoll.

„Dann waltet Eueres Amtes, Oberrichter Felsenheim!“ gebot Thilo von Trotha.

Als Joseph sah, was ihm bevorstand, brach er in herzzerreißendes Wehklagen aus.

(Schluß folgt.)

### Allerlei.

Ueber die neuerdings so beliebt gewordene Schlepplagd bringt die „Moderne Kunst“ einen durch prachtvolle Aquatell-Reproduktionen illustrierten Aufsatz aus der Feder des Generals Freyherrn v. Dindlage, einer bekannten Autorität in waidmännischen Dingen. Wir entnehmen dem Artikel die nachstehenden Ausführungen über diesen hübschen und eigenartigen Jagdsport: „Die Schlepplagd schließt sich in ihrer Ausübung völlig den Gebräuchen und Normen der Parforcejagd an, unterscheidet sich auch in ihrem Verlaufe durchaus nicht von dieser bis zum Augenblicke des Jaens à vue. Auch bei der Schlepplagd werden die Koppel — je zwei Hunde nennt man eine Koppel und mindestens acht bis zehn Koppeln gehören zu einer Meute, besonders, wenn regelmäßig gejagt werden soll und auf Ausfall zu rechnen ist — also — es werden auch hier die Hunde auf eine Fährte angelegt — aber diese Fährte führt nicht vom Wilde her sondern wird künstlich durch Schleppen eines mit starker Bitterung versehenen Gegenstandes hervorgebracht. Dieser verwitterte Gegenstand, meist in ein eigens dazu hergerichtes kleines Netz verpackt und mit

einer längeren Schnur versehen, wird durch einen Biqueur oder Jäger auf derjenigen Linie entlang gezogen, welche die Hunde auf der nachfolgenden Jagd innehalten sollen. Es wird dadurch nicht nur ermöglicht, Furchen in größerem Umfange zu vermeiden, sondern der Master oder Leitende der Jagd ist auch im Stande faire Hindernisse hineinzubringen, indem er die Fährte über diese hinweg führt. Da die Schleppe immer durch einen Reiter gelegt wird, der diese Hindernisse selbst im Abreiten zu nehmen hat, so ist zugleich eine Garantie für den Reiter geboten, daß er auf keine „unmöglichen“ Hindernisse stößt, die Jagd kann also um so flotter und frischer verlaufen. Auch das Legen der Schleppe muß in raschem Tempo und dicht vor der Jagd erfolgen, damit die Fährte nicht kalt wird. Wenn ehemals wohl Wild-Gescheide oder auch Heringslaake zum Verwittern benutzte wurde, so pflegt man in neuerer Zeit ätherische Oele — Rosenöl zum Beispiel — zu verwenden.“

Die seltensten Briefmarken der Welt werden in der neuesten Nummer der illustrierten Zeitschrift „Für alle Welt“ abgebildet und beschrieben. Es sind das die ältesten Postwertzeichen der englischen Kolonie Britisch-Guiana und Mauritius. Die älteste Guiana-Marke zu 2 Cents ist in rohem, schwarzem Buchdruck auf tolarfarbenem Papier ausgeführt. Von dieser Ausgabe ist bloß ein halbes Duzend Exemplare vorhanden, die in den letzten Jahren nicht mehr ihre Besitzer gewechselt haben und deren Werth daher bestimmt werden kann. Englische Fachblätter sind der Ansicht, daß ein tadelloses Stück dieser Ausgabe, wenn es jetzt zum Verkauf gelangt, leicht einen Preis von 300 bis 400 Pfund Sterling (6000—8000 Mark) erzielen könnte. Im Handel nicht erhältlich sind auch die ältesten Marken der Insel Mauritius, die Penny- und die Zweipenny-Marke vom Jahre 1847 (roth und blau mit Handschrift Post Office). Von jeder existieren bloß acht Exemplare. Das letzte Paar dieser philatelistischen Kostbarkeiten wurde vor zwei Jahren in Boulogne entdeckt und an das Briefmarkengeschäft von Stanley Gibbons u. Co. in London für zusammen 680 Sterling (13 600 Mark) verkauft. Von hier aus wurden die Marken an Mr. Avoery in Birmingham für einen selbstverständlich erhöhten Betrag weiterverkauft. Drei Sorten befinden sich in der berühmten Tapling-Sammlung im Britisch-Museum, so wie in der an Karikaturen und Kuriositäten besonders reichen Sammlung des Herrn Philippe von Ferrary in Paris.

Das Urbild des deutschen Hanswurst ist, nach einer interessanten Auseinandersetzung in der illustrierten Zeitschrift „Zur guten Stunde“, der neapolitanische Pulcinella, der seinerseits aus dem Fritellino entstanden ist: „In der commedia dell' arte, dem Lustspiel der italienischen Renaissance, wurde fast jede italienische Provinz durch einen Typus repräsentirt. So steuerte Neapel vor Allem die volkstümliche Fiava, den Pulcinella, bei, das Urbild des deutschen Hanswurst und den Scaramuccia, den tölpelhaften Troubadour, der bei jeder Gelegenheit Brügel empfängt. Aus Bergamo stammt der buntschneidig gekleidete Arlecchino mit seiner Britsche, — aus Venedig der Pantalone, der den venetianischen Pfahlbürger geißelt, und der Notario mit seiner Gelehrtenkrone, — aus Florenz der Typus des dummen toskanischen Bauern, der Stentarello, — aus Bologna der ewig moralisirende Narcisino. Im Arteltino ist wohl das Urbild des heutigen Pulcinella zu suchen, der auf der italienischen Volksbühne die Pierrot-Tracht trägt.“

### Vom Büchertisch.

Un dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die doppelte Buchführung und das neue Einkommensteuergesetz. Coblen erschien im Verlage von G. D. Vandeker in Essen die „Doppelte Buchführung nach dem neuen Einkommensteuergesetz“ bearbeitet von Friedrich John, in eleganter Ausstattung. Br is kartonirt 2 Mk. Seit der Einführung der Steuererklärung im Jahre 1892 ist, wie der Verfasser in seinem Vorwort richtig bemerkt, der Gewerbetreibende gezwungen, sich mit ihrem Wesen eingehend vertraut zu machen, einerseits um den gesetzlichen Anforderungen Genüge zu leisten, andererseits, um sich vor Nachtheil zu schützen. Um nun sein Einkommen genau und richtig angeben zu können und sich vor Ueberschätzung seiner Einkünfte zu sichern, muß der Kaufmann mehr denn bisher auf eine streng geordnete Buchführung Sorgfalt legen. In dem vorliegenden Werke wird in praktischer Weise ein zweimonatlicher Geschäftsgang in der doppelten Buchführung mit besonderer Berücksichtigung der Steuererklärung bearbeitet. Durch Einrichtung einiger Spezialkonten, welche der Fragestellung in der Steuerklärung angepaßt sind, ermöglicht der Verfasser eine schnelle und zuverlässige Berechnung des steuerpflichtigen Einkommens. Die zum Aufbau der Buchführung aufgestellten Geschäftsvorfälle sind gut gewählt. Der verarbeitete Geschäftsgang läßt erkennen, daß man aus Büchern, welche in der vorgetragenen Weise geführt und abgeschlossen worden sind, ohne große Mühe und Zeitverlust die zur Ausfertigung der Steuerklärung erforderlichen Zahlen entnehmen kann. Anschließend an die Buchführung hat der Verfasser die wichtigsten, den Kaufmann und Hausbesitzer betreffenden Bestimmungen des Einkommensteuergesetzes vom 24. Juni 1891 und der Anweisung des Finanzministers vom 5. August 1891 zur Ausführung des Einkommensteuergesetzes erläutert und eine Anleitung zur gesetzmäßigen Ausfüllung der Steuerklärung gegeben.

Verantw. Redakteur: Dr. Heinrich Ruhe. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.